

<b>Zeitschrift:</b>	Ethnologica Helvetica
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerische Ethnologische Gesellschaft
<b>Band:</b>	13-14 (1989)
<b>Artikel:</b>	Das Dorf als Kulisse und Lebensraum : Bedeutungs- und Erscheinungswandel eines Ortsbildes
<b>Autor:</b>	Antonietti, Thomas
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-1007637">https://doi.org/10.5169/seals-1007637</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Das Dorf als Kulisse und Lebensraum: Bedeutungs- und Erscheinungswandel eines Ortsbildes

Ein Ortsbild, das auf den ersten Blick den Eindruck von Tradition und Konstanz bäuerlicher Lebensformen verrät, als ethnologischer Gegenstand: das könnte zur Annahme verleiten, hier wolle anhand eines Relikts ein früherer Kulturzustand rekonstruiert werden. Doch weniger die historische Dimension eines zum grössten Teil in andern geschichtlichen Zusammenhängen entstandenen Ortsbildes interessiert hier, als vielmehr dessen Sinn und Bedeutung im gegenwärtigen Erleben. Denn: «Relikt, das ist nicht einfach Uebriggebliebenes, sondern in einem andern Sinnzusammenhang Gegenwärtiges, in Funktion Befindliches, auch dann, wenn sich dieser Zusammenhang, diese Funktion von der unterscheidet, die in der Vergangenheit einmal bestanden haben mag» (Köstlin 1973: 149). Den Kriterien von Denkmalpflege und Kunstgeschichte bei der Bewertung von Ortsbildern soll deshalb die kulturanthropologisch eher relevante Frage nach dem «gegenwärtigen Satisfaktionswert der Denkmälerräume» (Greverus 1976: 302) gegenübergestellt werden. Gerade Vertreter der Kunstgeschichte haben in jüngster Zeit in der in Frage stehenden Region bei Institutionen, Architekten und Bauherren eine ausserordentliche Sensibilisierung im Umgang mit dem historischen Baubestand erwirkt<sup>1</sup>, so dass sich heute neben formalästhetischen Fragestellungen zunehmend auch Fragen nach der Bedürfnisgerechtigkeit für die Bewohner und nach der Interessenlage der Gestalter stellen. Dies im Sinne von Ina-Maria Greverus (1980: 162), wenn sie meint: «Die zunehmende soziale Differenzierung der Dorfbewohner, die Differenzierung zwischen Einheimischen und zugezogenen "Fremden", die verschiedenen Wertorientierungen, die diese Gruppen internalisiert haben, führen zu widersprüchlichen Forderungen und Wünschen, die (...) letztlich zu einer Frage der empfundenen Macht oder Ohnmacht werden können.»

Im Vordergrund steht also die Frage, was für Bedürfnisse und Interessen die Bewertung und Gestaltung von Ortsbildern leiten können und was für Wertvorstellungen diesen unterschiedlichen Interessen zugrunde liegen. Im Blickpunkt steht die wechselseitige Beziehung zwischen Oberflächenstruktur und Tiefenstruktur, indem verschiedene Lesarten des Ortsbildes Sichten von innen und aussen einander dialogartig gegenübergestellt werden. Die Form der Darstellung entspricht dabei gleichsam einer Theaterbühne, mit den einzelnen

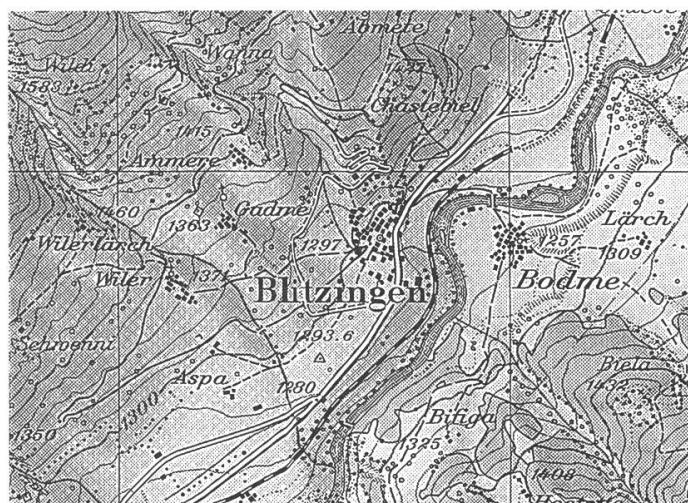
1 Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang vor allem die Publikationen von Walter Ruppen (1976, 1978, 1979), die einerseits eine Ausweitung des Denkmalbegriffs bewirkten und anderseits den Blick auf die Ortsbilder einer kunsthistorischen Betrachtungsweise verpflichteten.

Ortsbildern und Dorfteilen als Schauplätzen und den diese Schauplätze Bewohnenden, Gestaltenden und Betrachtenden als Akteuren. Das empirische Material bezieht sich auf die Gemeinde Blizingen im Obergoms (Kanton Wallis), deren unterschiedliche Ortsbilder eine Art «Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen» verraten und so eine diachrone Betrachtungsweise an einem synchronen Objekt erlauben.

### Die Oberflächenstruktur

Die Gemeinde Blizingen liegt im mittleren Teil des Bezirkes Goms, dem östlichsten Teil des Wallis. Das Gemeindeterritorium zieht sich als schmaler Streifen quer zur Talmulde von einem Bergkamm zum andern. Dieser für die Siedlungslandschaft des Obergoms typische Grenzverlauf garantiert der Gemeinde Anteile an allen Nutzungsstufen und stellte früher eine wichtige Bedingung bäuerlicher Selbstversorgung dar. Der nördliche Teil dieses Siedlungsstreifens steigt vom Talfuss in einer ersten Hangpartie zu einer relativ flachen Terrasse an, auf der unmittelbar an der Kantonsstrasse die Hauptsiedlung Blizingen liegt. Diesem Plateau folgt eine mässig geneigte Hanglage mit den drei Weilern Wiler, Gadmen und Ammern auf einer Höhe von 1'400 m ü.M., über die sich ein Gürtel mit den Heimweiden und Ausfütterungsställen zieht.

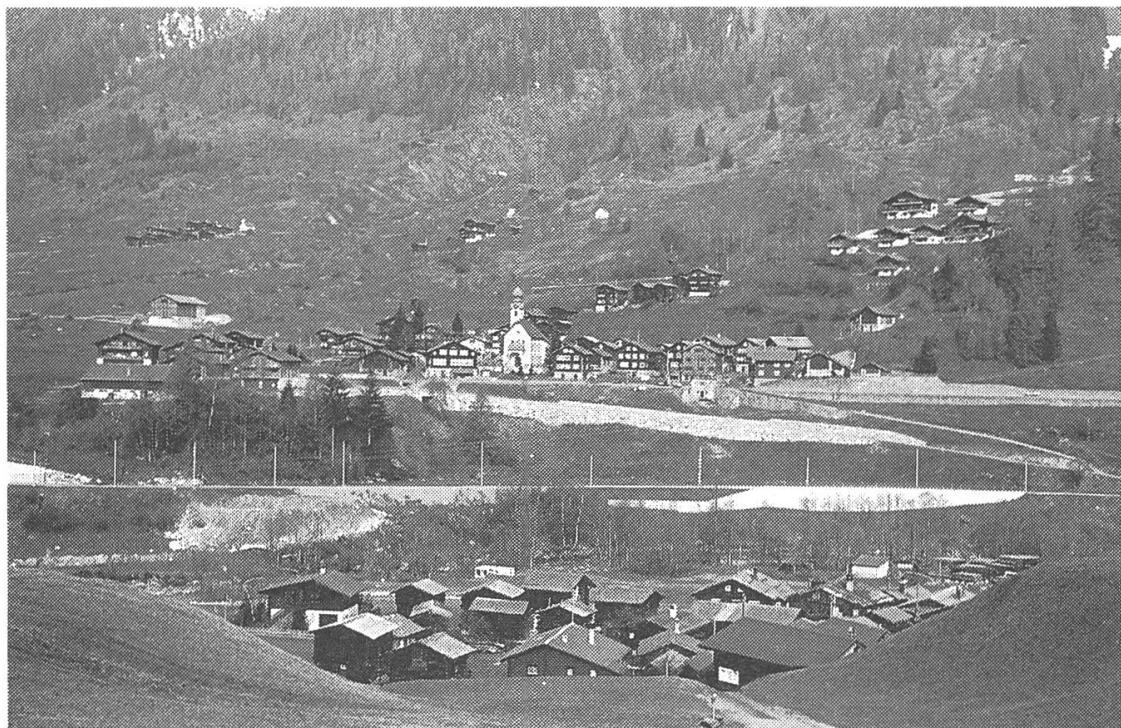
Weiter bergwärts folgt das Waldgebiet, über dem sich auf rund 2'000 bis 2'700 m ü.M. die Alpweiden ausbreiten. Im südlichen Teil schliesst sich der Schwemmlandebene der Rhone die Dorffaktion Bodmen an, hinter der sich auf einem zweiten Plateau eine grössere landwirtschaftliche Nutzfläche öffnet. Dahinter folgen wiederum Wald- und Alpgebiete.



Das Dorf und die Weiler. Ausschnitt aus der Landeskarte der Schweiz: Binntal, 1981 (1:25'000). Reproduziert mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie vom 28.4.1989

Die traditionelle Obergommer Landwirtschaft beruht auf einem zweistufigen Landnutzungssystem mit den Heimgütern im Tal und in den tieferen Hanglagen sowie den Alpen als tragender Voraussetzung für die traditionell starke Viehwirtschaft der Region. Den Voralpen kommt wegen der Höhenlage der Heimgüter im Obergoms nur geringe Bedeutung zu und die vierte Stufe mit den (auswärtigen) Rebbergen im Tal wurde hier kaum praktiziert. Der traditionelle Haustyp des Obergoms ist der inneralpine Streuhof mit Einzweckbauten. Wohnhaus, Speicher, Heustall und Kornstadel stellen dabei die wichtigsten Gebäude dar, wobei die Viehställe wegen des beschwerlichen Heutransportes oft auch ausserhalb des geschlossenen Dorfverbandes erstellt wurden.

Die alemannische Siedlungsform mit Einzelhöfen und Weilern hat sich heute nur mehr in Restbeständen, etwa in den Weilern und Stalldörfern von Blitzingen, erhalten. Das charakteristische Bild mit den geschlossenen Dorfsiedlungen hat sich erst im Laufe eines während der gesamten Neuzeit stattfindenden Konzentrationsprozesses herausgebildet. Mit dieser Siedlungskonzentration einher ging im Goms ab dem 16. Jahrhundert ein wirtschaftlicher und kultureller Aufschwung, der sich auch in einem Neuerungswillen im



Blitzingen 1989: Im Vordergrund der Weiler Bodmen; in der Bildmitte das Hauptdorf mit der Bausubstanz von 1932 im Zentrum, dem Neubaubestand am linken Rand und dem vom Dorfbrand nicht betroffenen Quartier rechts oberhalb der Kirche; im Hintergrund die Weiler Wiler und Gadmen, ganz rechts die unterste Gebäudegruppe der touristischen Ueberbauung Kastelbiel. Nicht sichtbar ist der Weiler Ammern

Siedlungswesen niederschlug und der bis gegen 1'800 anhielt, bis ein weit ins 20. Jahrhundert anhaltender wirtschaftlicher Stillstand eine eigentliche Baustagnation zur Folge hatte. Diese Stagnation, verbunden mit einer massiven Abwanderung, hat jene «intakten» Ortsbilder hinterlassen, die in den einschlägigen Inventaren von Bund und Kanton jeweils ausserordentlich hohe Klassierungen erfahren<sup>2</sup>.

Der Konzentrationsprozess zur Hauptsiedlung hin fand in Blitzingen wohl aus topographischen Gründen vergleichsweise spät statt: Seit dem Mittelalter eigenständige Dorfschaften mit eigenen Wäldern, Alprechten, Weidgängen usw. darstellend, wurden die vier Weiler Bodmen, Wiler, Ammern und Gadmen erst 1848 zusammen mit dem Hauptdorf zur politischen Gemeinde Blitzingen verschmolzen (Imesch 1937: 7ff). Und die endgültige Aufgabe der drei kleinen Weiler als ganzjährig bewohnte Siedlungen erfolgte erst nach 1960. Der baulichen Stagnation in den Weilern stehen drei markante siedlungsmässige Entwicklungen im Hauptdorf gegenüber: 1932 brennt das Dorf bis auf seinen nördlichen Teil ab und wird innerhalb eines Jahres planmäßig wieder aufgebaut. Ab 1965 entstehen am westlichen Dorfrand ein Dutzend Wohnhäuser, zwei Grossstallungen sowie Garagen. Bei den Wohnhäusern handelt es sich meist um Zweifamilienhäuser von Familien, denen ihre Altwohnungen zu klein geworden sind. Und seit 1981 entsteht am östlichen Hang im Dorfhintergrund eine touristische Neusiedlung, die sich zur Zeit noch im Ausbau befindet. Bauzonen ausgeschieden sind im Hauptdorf und im Weiler Bodmen, nicht aber bei den drei kleinen Aussenweilern. Von den 73 Wohnhäusern der Gemeinde werden im Moment lediglich 19 vollständig und acht teilweise von Ortsansässigen bewohnt. Die anderen sind Zweit- und Ferienwohnungen.

Zu den Strukturmerkmalen der Gemeinde gehört ein markanter Rückgang der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung. 1989 bewirtschaften neben vier Kleinstbetrieben zwei landwirtschaftliche Betriebe mit 26 und 40 Stück Vieh fast die gesamte landwirtschaftliche Nutzfläche der Gemeinde. Neben der Landwirtschaft spielen heute wirtschaftlich ein Schreinereibetrieb mit sechs Arbeitsplätzen, ein Industriebetrieb im Nachbardorf, wo fünf Leute aus Blitzingen arbeiten, sowie der Tourismus eine Rolle. Die touristische Entwicklung setzte dabei erst spät ein (Mitte der sechziger Jahre fünf bis sechs Ferienwohnungen, 1972 Gründung des Verkehrsvereins) und wirkt sich erst seit den späten siebziger Jahren auf Bodenhandel und Wirtschaftsstruktur der Gemeinde aus. Ganz allgemein hat sich die Auflösung der traditionellen Wirtschaftsstrukturen mit ihrer Ausrichtung auf die bäuerliche Selbstversor-

2 Im Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (Zürich 1982) sind unter Blitzingen als von nationaler Bedeutung eingestufte Siedlungen aufgeführt: Bodmen, Wiler, Gadmen, Ammern. Als von lokaler Bedeutung klassiert ist das Dorf Blitzingen. Und im Schweizerischen Inventar der Kulturgüter von nationaler und regionaler Bedeutung (Bern 1988) figurieren als Objekte von nationaler Bedeutung: «Blitzingen: Gruppe der 3 Weiler Ammern, Gadmen, Wiler», als Objekte von regionaler Bedeutung: «Blitzingen: Bodmen, Weiler mit Kapelle Hl. Dreifaltigkeit».

gung im Goms stark verzögert vollzogen. 1928 wird zum Beispiel in Blitzingen noch Hanf und Flachs angebaut und im Dorf stehen noch 25 Webstühle in Betrieb (Bernhard 1928: 116). Anzeichen einer Modernisierung finden sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg nur allmählich. 1964 sind etwa fliessendes Wasser in den Wohnungen oder ein elektrischer Kochherd noch bei weitem keine Selbstverständlichkeit (Imboden 1964: 5).

Das prägende Strukturmerkmal der Nachkriegszeit ist indessen die Abwanderung. Nach einem ersten Auswanderungsschub in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts pendelt sich die Bevölkerungszahl bis 1940 bei gut 200 Einwohnern ein, um dann konstant bis auf heute rund 80 Personen abzusinken. Neue wirtschaftliche Gegebenheiten und aussengelenkte Entwicklungen bewirken jenen «verhängnisvollen Exodus der Jugend» (Ortsplanung 1985: 52), der auch die Initiative der Dagebliebenen erlahmen lässt: «*Zu meiner Zeit haben die Alten den Jungen gesagt: geht, hier habt ihr keine Zukunft*<sup>3</sup>.» Die dörfliche Identität ist prekär geworden, Eigenständigkeit etwa in Bezug auf Schule oder Pfarrei ging verloren, öffentliche Aemter wurden zur Belastung von wenigen. Und das Thema Abwanderung prägt die erzählte Erinnerung: «*Da waren wir alle die grossen Familien mit zehn, zwölf Kindern. Eine Lehre konnte man nicht machen und von der Landwirtschaft konnten nicht alle leben.*» Noch deutlicher als die Statistik sagen es die Zahlen bei den einzelnen Familien: Zwei von sechs, die blieben, vier von zwölf, zwei von dreizehn, eine von sechs .... Die Bindung ging verloren, der Boden verkaufte sich leichter, an Zweitwohnungsbesitzer, Städter, Promotoren.

## Der Hintergrund

Die bis heute wirksamen Wurzeln der Ideologisierung alpiner Landschaften und ihrer Bewohner wurden im 18. Jahrhundert mit den literarischen Werken Albrecht von Hallers (*Die Alpen*, 1732) und Jean-Jacques Rousseaus (*La Nouvelle Héloïse*, 1761) angelegt:

«Wohl dir, vergnügtes Volk, o danke dem Geschicke,  
Das dir der Laster Quell, den Ueberfluss, versagt;  
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armut selbst zum Glücke,  
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.»<sup>4</sup>

Auf dieser geistesgeschichtlichen Grundlage entwickelt sich in der Folge ein von wirtschaftlichen, politischen und militärischen Interessen genährter Alpen-

3 Bei den Zitaten ohne Angaben handelt es sich um Ausschnitte aus Gesprächen, die 1988/89 mit dreizehn Personen in Blitzingen geführt wurden: Acht Männer und fünf Frauen; Jahrgänge 1907 bis 1966, wobei vor allem ältere Personen befragt wurden; acht Ortsansässige, drei Weggezogene mit Beziehungen zum Ort, zwei von auswärts kommende Zweitwohnungsbesitzer.

4 Aus dem Gedicht «*Die Alpen*» von Albrecht von Haller, erschienen in *Versuch Schweizerischer Gedichten*, Bern, 1732.

mythos, der als eine Art Alpenkultur aus zweiter Hand die Vielfalt alpiner Lebensweisen überlagert und der schliesslich von den Betroffenen selber allmählich verinnerlicht wird. Das Bild schwankt dabei zwischen einer von Rückständigkeit, Armut und Naturbedrohung geprägten Welt einerseits und dem Ideal von Naturahe, Einfachheit und Bedürfnislosigkeit anderseits, je nachdem, ob es um die Legitimierung staatlicher Eingriffe von aussen oder um die Erhaltung einer als heil empfundenen Bergwelt geht (Kilani 1984). Hallers Bild von einem in zeitlosem Glückszustand verharrenden, sich selbst genügenden Volk bleibt dabei lange Zeit der Vorstellungswelt einer Oberschicht, aber auch von Malern und Literaten vorbehalten, bevor es im Zuge nationalistischer Strömungen und als Gegenbild eines sich industrialisierenden Stadtlebens um die Jahrhundertwende zum Allgemeingut wird.

Ein sprechendes Beispiel dieser Aneignung des Ländlichen durch die Stadt stellt der Bildband *Le village dans la montagne*, erschienen 1908 in Lausanne, dar, mit einem Bergdorf im Mittelwallis als Schauplatz des zwischen Fiktion und Realität angesiedelten Geschehens. In 164 Illustrationen zeichnet der Neuenburger Maler Edmond Bille das Bild einer Dorfgemeinschaft, die so ziemlich alle Elemente städtischer Projektionen auf das Land und speziell auf die Alpenbewohner auf sich vereinigt: Harmonie, Volksfrömmigkeit, Selbstversorgung, Naturverbundenheit. Der Eindruck von der Abgeschlossenheit des Dorfes wird nur gerade ein einziges Mal durchbrochen mit der Darstellung eines Briefträgers. (In der Zwischenkriegszeit wird Bille, mindestens was die öffentlichen Aufträge betrifft, zur beherrschenden Figur des Walliser Kunstlebens.) Billes Illustrationen finden ihre Entsprechung im Text von Charles-Ferdinand Ramuz. Statik und Konstanz, Autarkie und Selbstgenügsamkeit prägen das Leben der Bergler: «Ils ont autour d'eux comme une barrière, et c'est en dedans qu'ils remuent et vivent; et quand par le reste de la terre tout change si vite et s'en va, et passe comme des fumées, eux ils n'ont pas bougé (...) Et cette vie enfin, on la voit tout entière (...) Car tout ce qui leur faut, ils le tirent d'ici, ils se suffisent à eux-mêmes» (Ramuz 1908: 26f).

Diese idealisierte Sicht auf das ländliche Leben beherrscht auch die Zwischenkriegszeit und nimmt bisweilen da zunehmend in Konflikt mit der Realität geratend auch vorwurfsvolle Züge gegenüber den Betroffenen an. So beklagt sich Daniel Baud-Bovy in seiner *Schweizer Bauern-Kunst* von 1926 in Bezug auf das Lötschental, dass «auch hier schon Natur und Mensch nicht mehr in vollkommener Harmonie zusammenstehen». Neben einem Hotelneubau in Kippel und der geplanten Fahrstrasse durchs Tal gelten Bedauern und Kritik des Autors vor allem dem 1900 niedergebrannten und planmäßig wiederaufgebauten Dorf Wiler: «Was aus dem Schutt wieder aufgebaut wurde, gleicht mit seinen Wellblechdächern einer Industriesiedlung» (Baud-Bovy 1926: 6).

Der schwindenden Traditionverbundenheit der bäuerlichen Schichten wird mit Appellen von seiten politischer, kirchlicher und wissenschaftlicher Kreise entgegenzuwirken versucht. Vor allem sind es aber die zahlreichen regionalen, nationalen und internationalen Ausstellungen, die der ländlichen Bevölkerung Sinn und Kenntnis eines traditionellen Lebensstils vermitteln sollen und die in

der Landesausstellung von 1939 in Zürich ihren Höhepunkt finden. Das «Dörfli» sollte der Jugend zeigen (zitiert bei Möckli 1973: 72), «mit welcher Art sie ihren Hausstand einzurichten habe, damit sie, wie einst ihre Vorfahren, wohl versorgt sei und für ihr ganzes Leben ein schlichtes, schönes und wahrhaftes Heim gewinne».

Dieselbe Absicht verrät bereits zehn Jahre früher das Konzept für die Ausstellung *Art rustique valaisan* (1929). Konzeptverfasser Conrad Curiger, Architekt in Siders, plant darin unter anderem einen Wettbewerb, «dont le sujet sera l'aménagement et l'ameublement d'une chambre campagnarde simple et bon marché»<sup>5</sup>. Die Sorge des Initianten gilt dabei nicht zuletzt der Ausschaltung von Fremdeinflüssen und Neuerungen: «Il faut avoir soin également de ne pas trop exiger de variétés dans l'ornementation: son [artiste villageois] inspiration puise dans un champ limité, on risque de voir l'auteur chercher les sujets en dehors des sources de la tradition ou de son inspiration naturelle.»

Das im Ausstellungskonzept formulierte Bemühen um «le besoin de l'âme paysanne» kontrastiert in auffallender Weise mit der damaligen Situation eines Grossteils der schweizerischen Bergbevölkerung, wie sie etwa in einer 1928 erschienenen Studie zur *Gebirgsentvölkerung* dargestellt wird. Zur Wohnsituation in Blützingen, bei dessen Wiederaufbau im Jahre 1932 Curiger als Vertreter des kantonalen Heimatschutzes ebenfalls eine Rolle spielen sollte, heisst es da etwa (Bernhard 1928: 117): «In 2 Wohnungen mit je 3 Zimmern und einer Küche trafen wir 34 Personen: Grossvater, Grossmutter, 2 verheiratete Söhne mit 13 und 15 Kindern.»

Der geographischen Nähe zum Trotz, setzt sich Curigers Vorstellungswelt gegenüber den tatsächlichen Verhältnissen einer sich marginalisierenden Alpenkultur durch: Die Spielart einer «imaginären Ethnographie», wie Fritz Kramer (1977) jene Ethnographie des 19. Jahrhunderts bezeichnet, die die fremden Völker und ihre Kulturen als Verkehrung der eigenen, bürgerlichen Welt beschreibt. Die Wahrnehmung des Fremden orientiert sich weniger an der vorhandenen Realität denn am eigenen Wunschbild. Das Resultat ist eine imaginäre bäuerliche Kultur, die 1933 beim Wiederaufbau des Dorfes Blützingen konkrete Gestalt annehmen sollte.

Mit Conrad Curiger kommt eine Figur ins Spiel, die eine wichtige Uebergangsphase im Prozess der Verinnerlichung des Fremdbildes durch die Betroffenen selber anzeigt. Der Akademiker aus der Kleinstadt bewegt sich zwischen beiden Welten hin und her und wirkt wie ein Vermittler zwischen den beiden. Besonders gut sichtbar wird diese Vermittlerrolle beim Wiederaufbau von Blützingen (siehe Schauplatz 2). Für den chronologischen Ablauf sei diese wichtige Zwischenphase anhand eines andern Elementes der Sachkultur, nämlich der Tracht exemplifiziert.

«Am sichtbarsten zeigte sich die Besinnung auf die bäuerliche Tradition in der Erneuerung der Volkstrachten», schreibt Werner Möckli (1973: 71) in Bezug auf das schweizerische Selbstverständnis im Vorfeld des Zweiten Welt-

5 Angaben (auch im folgenden) aus Archivbeständen der Walliser Kantonsmuseen, Sitten.

rieges. Im Goms, für das verschiedene Autoren meist mit dem Unterton des Bedauerns bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts das allmähliche Verschwinden der Tracht konstatieren (Kamlah 1885: 176; Stebler 1903: 101), setzt diese Erneuerung analog zur wirtschaftlichen Retardierung erst nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Die Gründung der Schweizerischen Trachtenvereinigung 1926 wie auch die Gründung der Walliser Trachtenvereinigung 1937 bleiben im Goms vorerst ohne Echo, so dass ein aus dem Obergoms emigrierter Akademiker 1944 klagt: «Es ist zu bedauern, dass die Gommetöchter keinen Sinn für das alte Kulturgut der Trachten haben. Wenn sie glauben, sie könnten ihre Anmut durch moderne und andere Kopfbedeckungen, die oft kaum diesen Namen verdienen, erhöhen, so täuschen sie sich arg; zum Menschen des Gebirges passen fremde Federn und eingeführter Flitter sehr schlecht» (Kreuzer 1944: 63).

Der in der Stadt lebende Gommer ist es nun also, der ein Anliegen städtischer Eliten in seine Herkunftsregion trägt, wo es von einheimischen Eliten weitergetragen und verbreitet wird. 1951 schreibt der aus Blitzingen stammende Pfarrer von Obergesteln im Obergoms: «So gesehen war und ist die Festtagstracht das Kleid der Heimat, das die Frauen adelt und seelisch hebt (...) Möge das Heilige Jahr auch in dem Sinne ein Jahr der Rückkehr und der Erneuerung werden, dass manche Gommer Frau und vor allem Töchter sich besinnen auf die schöne, kleidsame Wallisertracht.»<sup>6</sup>

Und tatsächlich findet die Trachtenerneuerung schliesslich auch im Obergoms statt. Das Fotoalbum der Heimattagung von Blitzingen im Jahre 1971 zeigt eine stattliche Gruppe von Frauen in der Walliser Tracht und heute gehört die Frauentracht wieder zum Festtagsbild des Dorfes.

Folgenschwer wird dieser Uebergang vom Fremdbild zum Selbstbild da, wo es um die Einschätzung der wirtschaftlichen Perspektiven einer Bergregion geht. So stellt eine auch aus Einheimischen bestehende *Kommission für Land-, Alp- und Forstwirtschaft* in ihrem Schlussbericht an den Bezirksrat des Goms fest: «Die Bergtäler müssen zum Schutze der Verkehrswege und des vorgelagenen Flachlandes bebaut und deshalb bewohnt sein (...) Dem Bergland wird als lebenswichtiges Erholungsgebiet für die Stadtbevölkerung eine immer bedeutendere Rolle zufallen (...) Die wertvolle Tradition und Kultur unserer Bergtäler ist aller Ehrfurcht und Hochachtung wert und soll in einem gesunden Rahmen erhalten, weiterentwickelt und zu neuer Blüte entfaltet werden» (Regionalplanung Goms 1965: 5f).

Diese retrospektive Einstellung zur kulturellen Eigenart der ländlichen Regionen durchzieht bis heute die Entwicklungsszenarien für das Berggebiet. So liest man im *Schweizerischen Tourismuskonzept* (1979: 86): «In ländlichen Tourismusorten sollte ein eigenständiger Lebensstil, geprägt durch Sitten, Bräuche, Religionen und Kleidungsart, beibehalten werden. Es ist Aufgabe der führenden Persönlichkeiten eines Ortes, das lokale Selbstbewusstsein

<sup>6</sup> Aus einem Manuskript zu einer Artikelserie von Pfarrer Kaspar Kiechler im Pfarrarchiv Blitzingen.

gegenüber äusseren Einflüssen zu wahren. Auch die Volkskunst in Architektur, Handwerk und anderen Bereichen sollte vermehrt gefördert und entwickelt werden.»

Und auch der Kulturbegriff des Wortführers einer sanften Tourismuskonzeption ist – mindestens, was die ländliche Kultur angeht – geprägt von Statik und Konfliktfreiheit: «Die Schrumpfung der landwirtschaftlichen Bevölkerung gefährdet den inneren Zusammenhalt des Bauernstandes und seine Fähigkeit, als Träger des kulturellen Erbes aufzutreten» (Krippendorf 1986: 45). Und: «Zu einer selbstbestimmten, auf die Bedürfnisse der Ortsansässigen abstellenden Entwicklung gehört ein eindeutiges Bekenntnis zur einheimischen Kultur. Ihre besondere Pflege dient der Förderung der Eigenständigkeit der Bevölkerung» (Krippendorf 1986: 84).

Das Berggebiet, kaum modernisiert, wird restauriert und folklorisiert und gerät unter einen «Beharrungzwang, um attraktiv zu bleiben» (Fielhauer 1987: 336). Aufzulösen versucht wird der Widerspruch in einer bewusst gespielten Doppelrolle, zum Beispiel in Form eines Folkloreumzuges, wie er in Blitzingen erstmals 1971 anlässlich einer Heimattagung stattfindet. Zu den Trachtenfrauen gesellen sich landwirtschaftliche Sujets und der *Walliser Volksfreund* (27.9.1971) berichtet: «Die junge Generation zeigt zu jener vergangenen Zeit bereits ein Museumsverhältnis (...) Der Blitzinger Jugend bereitete es sichtlich Spass, im Umzug die Vergangenheit auf der Bühne zur Schau zu stellen.»

Der «Beharrungszwang» findet seinen Ausdruck aber auch im Umgang mit Baufragen, wo eine oft falsch verstandene «angepasste Bauweise» architektonische Neuerungen zu verhindern weiss. Das Bau- und Zonenreglement der Gemeinde Blitzingen schreibt beispielsweise zur Bedachung von Gebäuden vor (Ortsplanung 1985: Anhang): «Dachgestaltung und Material sollen eine ruhige Gesamtwirkung erzielen und sich den ortsüblichen Formen und Farben anpassen (...) Die Neubauten sind mit dem ortsüblichen Satteldach zu decken (...) Für die Bedachung sind in der Regel Schindeln oder schieferähnliche Materialien zu verwenden.»

Dieses Beharren ist aber nicht nur Zwang, sondern auch Ausdruck eines modernen Zeitphänomens, das universell zu sein scheint (vgl. Hobsbawm 1983) und das mit Begriffen wie Historismus, Traditionalismus oder Folklorismus (vgl. Assion 1986) Eingang in die wissenschaftliche Diskussion gefunden hat. Fassbar wird es sowohl in der Umwertung von Vorhandenem wie in der Schaffung von neuen Formen und Objekten; seine Funktion steht in Zusammenhang mit einem Bedürfnis nach Stabilität, wobei der Prozess in der Regel in zwei Phasen abläuft: «La ville découvrait le village réel et inventait, dans sa culture comme dans son utopie, un village modèle et idéal. De celui-ci, elle faisait une référence et une norme qui, de la plaine, remontait à la montagne et offrait aux paysans une source nouvelle d'identité» (Crettaz 1982: 14f)<sup>7</sup>.

7 In Funktion und Uebertragung ähnlich scheint diesem Traditionalismus bzw. Folklorismus der Tribalismus zu sein; dies mindestens für den Fall von Zimbabwe, wie er von Terence Ranger (1985) beschrieben wird. Von einem auf dem Rassegedanken beruhenden europäischen Wissenschaftsverständnis entdeckt und von der Kolonialverwaltung zur Durchsetzung von

## Lesarten eines Ortsbildes

Das Ortsbild von Blitzingen bildet in seiner heterogenen Gesamtheit Gegensatzpaare wie Tradition und Moderne, Konstanz und Wandel, Stagnation und Entwicklung ab. Regionale Siedlungsentwicklungen und -strukturen sind an ihm ebenso nachvollziehbar wie das traditionelle Landnutzungssystem oder die historische Entwicklung inneralpiner Haustypen. Sichtbar werden aber auch neuere Phänomene wie die Aussiedlung aus den alten Quartieren und die Individualisierung des Wohnens im neuen Dorfteil sowie Funktionsverluste und Umnutzungen der Altbausubstanz. Die Weiler werden zu Kleinoden in der Landschaft, doch prägend auf das Siedlungsbild wirken heute Strassen, Neubauten am Dorfrand und die touristische Ueberbauung im Dorfhintergrund.

«Die Umwelt des Menschen ist nicht das, was man sieht, die Umwelt ist sozial», schreibt der Architektursoziologe Lucius Burckhardt (1985: 390) und er hätte ergänzen können «und kulturell». Was Burckhardt meint: Das Ortsbild der Architekten und Denkmalpfleger ist nicht das Ortsbild, das die Einheimischen wahrnehmen. Ihre Wahrnehmung orientiert sich vielmehr an dem, was ihr Leben betrifft; ihr Ortsbild ist letztlich ein Gebrauchsgegenstand des Alltagslebens. Selbst wenn gerade im Goms ein gewisser Rücklauf volkskundlicher und kunsthistorischer Publikationen offensichtlich ist, sind auch hier Fragen des historischen Stils, der Aesthetik und der «Dorfverschönerung» kaum ein Kriterium bei der Bewertung der eigenen Wohnumwelt. Genannt werden vielmehr Faktoren wie soziale Vernetzung oder Bedürfnisgerechtigkeit der gebauten Umwelt<sup>8</sup>. Letztere zieht ihre Bedeutung weniger aus dem Visuellen als aus den Assoziationen, mit denen sie für bestimmte Menschen besetzt ist; eine Relation, für die Heiner Treinen (1965) den Begriff «symbolische Ortsbezogenheit» geprägt hat und mit der Maurice Halbwachs (1950) die Beständigkeit der «mémoire collective» verband. Die kollektiven Erinnerungen sind es, die einem Ort soziale Bedeutung geben, und die räumliche Umwelt ist es anderseits, in der Gruppen diese Erinnerungen wiederfinden können.

So banal der Satz klingt, dass «der Raum des Menschen schon immer von Bedeutung erfüllt gewesen (ist)» (Barthes 1976: 34), so vielschichtig sind deshalb die verschiedenen Bedeutungsebenen, die nur schon ein kleindörfliches Ortsbild in sich birgt. Und spätestens seit Kevin Lynchs grundlegendem Buch

Interessen eingesetzt, übertrug sich dieses Konstrukt erst allmählich als identitätsstiftender Faktor auf die Betroffenen selber, bezeichnenderweise zuerst auf die Volksgruppe der Ndebele, denen die ihnen zugeschriebenen Stammeseigenschaften Vorteile auf dem städtischen Arbeitsmarkt brachten.

<sup>8</sup> Vgl. dazu etwa auch die Studie von Herbert J. Gans (1967), die für von den Eliten kritisierte, von den Bewohnern aber geschätzte «suburbs» bei Philadelphia (USA) die Bedeutung sozialer und politischer Aspekte bei der Bewertung des Wohnorts nachweist.

*The Image of the City* (1960) wissen wir um die komplexen Wechselwirkungen zwischen der physischen Umwelt einerseits und den Bildern, die sich einzelne Individuen und Gruppen von dieser Umwelt machen, andererseits. Zur formalen Betrachtungsweise von Architektur muss deshalb eine kommunikationstheoretische hinzukommen, die etwa im Sinne der strukturalistischen Architekturtheorie Architektur einsteils als Zeichensystem versteht (vgl. Carlini und Schneider 1971), die aber darüber hinaus den Betrachter nicht in der Rolle des Adressaten belässt. Architektur wird zwar als etwas von oben Geplantes vor allem erlebt und erlitten (etwa in Form eines Diktats städtischer Eliten über das Land), sie wird aber vom Publikum auch belebt (etwa in Form von Bedeutungszuweisungen und Projektionen) und von den sie Benutzenden gelebt (zum Beispiel in Form von spontanen Anpassungen an wechselnde Bedürfnisse): unterschiedliche Erlebnisarten, die sich in unterschiedlichen Lesarten niederschlagen und denen im folgenden in Raum und Zeit nachgespürt sei.

### Schauplatz 1: Die Spontaneität des Ortsbildes

«Der haufenförmige Weiler Bodmen liegt auf einer kleinen, halbinselförmigen, gegen den Rotten vorspringenden Ebene im Schutze eines niedrigen, bandförmigen Steilhangs. Der Ort besitzt gewisse Lagequalitäten. Von besonderer Bedeutung sind die räumlichen Qualitäten, hauptsächlich wegen der klar lesbaren, den Ort übersichtlich gestaltenden Erschliessungsstruktur und wegen der klaren Anordnung der Bauten nach zwei verschiedenen, ineinander übergehenden Anordnungsprinzipien. Gewisse architekturhistorische Qualitäten ergeben sich aus dem allgemein guten Erhaltungszustand der Wohn- und Nutzbauten mit ausgeprägten regionalspezifischen Gestaltmerkmalen» (Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz, Blitzingen, 1978).

Durch das allmähliche Herabsinken zur Nebensiedlung hat das Ortsbild von Bodmen in neuerer Zeit nur geringfügige Eingriffe erfahren und wirkt noch immer äusserst geschlossen. Zwischen 1833 und 1976 entstand hier kein einziges neues Wohnhaus. Die Siedlung weist nicht nur einen sehr altertümlichen Baubestand auf (unter anderem ein spätmittelalterliches «Heidenhaus» als ältestes Gebäude der Gemeinde), sondern auch eine Anzahl öffentlicher Bauten wie Kapelle, Mühle, Backhaus, Waschhaus oder «Teilkammer», die von der ehemaligen Eigenständigkeit der Dorfschaft zeugen; eine Eigenständigkeit, die mehr mit Zwangskonservativismus zu tun hatte als mit dörflichem Selbstbewusstsein: «Vor allen Leuten, die wir nicht alle Tage sahen, hatten wir Angst. Die waren uns fremd, wir wussten nicht, wie wir uns ihnen gegenüber verhalten sollten. Bis wir 14-, 15-jährig waren, sind wir nicht aus der Gemeinde gekommen.»

Dieser Zwangskonservativismus fand seinen Niederschlag auch im Ortsbild. «Das Dorf Bodmen ist fast gänzlich mit Schindeln gedeckt», heisst es im *Land- und alpwirtschaftlichen Produktionskataster* (Imboden 1964: 4) und in den

*Kunstdenkmälem der Schweiz* liest man über Bodmen: «Der zu den eindrücklichsten Siedlungsbildern des Goms zählende Weiler ist zugleich auch einer der besterhaltenen» (Ruppen 1979: 238). Dieser Erhaltungszustand der Siedlung ist letztlich das Resultat einer kulturellen Retardierung, wie sie sich auch für andere Bereiche der Sachkultur, etwa bei den landwirtschaftlichen Geräten, feststellen lässt. Ältere Leute von Bodmen geben an, in ihrer Jugend (zwanziger und dreissiger Jahre) das Korn mit dem Dreschstock (anstelle des Dreschflegels) gedroschen und mit der geflochtenen Handwanne (anstelle der mechanischen Kornwanne) gereinigt zu haben.

Die im 19. Jahrhundert einsetzende wirtschaftliche Stagnation bewirkte also eine eigentliche Kulturfixierung und eine bis in die jüngste Zeit hinein andauernde verzögerte Innovationsbereitschaft, die in einem Kreislauf zu sehen ist von: Randlage gegenüber der (sich modernisierenden) Hauptsiedlung Blizingen, fehlende Infrastruktur, vor allem Verkehrserschliessung, Abwanderung der Jungen, Umnutzung von Wohnraum als Zweitwohnung von Weggezogenen... Innerhalb einer auch für regionale Verhältnisse ungewöhnlich stark von der Abwanderung betroffenen Gemeinde ist damit Bodmen in eine doppelte Randposition geraten. 1829 mit 104 von insgesamt 223 Einwohnern noch mit Abstand die grösste Dorfschaft von Blizingen<sup>9</sup>, stellte es 1970 mit knapp 60 Einwohnern noch rund 40 Prozent der Dorfbevölkerung, 1989 mit 19 Einwohnern noch 20 Prozent. Diejenigen, die geblieben sind, glauben nicht an eine Wende. Und die, die gingen, nehmen den Wandel bewusster wahr: «*Ich bin nun schon 41 Jahre weg. Aber jedesmal, wenn ich wieder hinaufkomme und all die Häuser leer sehe: das tut mir einfach innerlich weh.*»

Doch in die leeren Häuser ziehen allmählich neue Bewohner ein. Nachkommen von Weggezogenen und glückliche Käufer entdecken das Dorf dank des städtischen Blickes neu. Ein Bankangestellter aus Brig erstellt 1976 den bisher einzigen Neubau dieses Jahrhunderts in Bodmen: ein Chalet. Ein im Hauptdorf aufgewachsener Diplomat kauft das älteste Haus und unterzieht es einer stilreinen Restauration. Ein Künstler aus Brig ersteht ein Wohnhaus aus dem 18. Jahrhundert, renoviert es und richtet sich im nebenstehenden Speicher ein Atelier ein. Neue Beziehungen zum Ort entstehen: «*Der Ort ist einfach ideal. Er ist ohne Auto gut erreichbar, liegt in der Nähe des Waldes, des Flusses, dann diese Ruhe, diese Landschaft, es ist einfach etwas Herrliches. Es sagt einem noch etwas. Ich möchte nicht mit Griechenland wechseln.*»

Die neue Nachfrage schafft neue Baubedürfnisse und Konflikte. Ein Blockbau von 1625, um die Jahrhundertwende von einem Aussenweiler ins Hauptdorf transferiert, wo er jetzt einem Strassenprojekt weichen musste, soll in Bodmen neu aufgebaut werden. In einem ersten Entscheid stellen sich die kantonalen Behörden dem Bauvorhaben entgegen, aus «ästhetischen Gründen». Der Bauherr (und Gemeindepräsident): «*Ein Haus, das jahrhundertlang gestanden ist: jetzt plötzlich soll das da unten nicht mehr gehen. Natürlich muss man schauen, dass angepasste Gebäude entstehen. Aber ich habe das Gefühl,*

<sup>9</sup> Kantonsarchiv Sitten, recensements de la population, 1829.

*hier wolle man die Leute schikanieren. Deshalb bin ich je länger je mehr der Meinung, dass solche Sachen zurück an die Gemeinde müssen.»*

Doch nicht nur Neues schafft Konflikte, sondern auch Altes, nicht mehr Genutztes. Heute betreiben in Bodmen nur mehr zwei ältere Männer Landwirtschaft. Der Rest des Bodens ist an die beiden Haupterwerbslandwirte von Blitzingen verpachtet. Und die alten Nutzbauten vermögen den Anforderungen einer rationellen Bewirtschaftung nicht mehr zu genügen. Der grösste Teil der rund 30 Oekonomiegebäude von Bodmen, wovon rund die Hälfte Stallscheunen, bleibt deshalb heute ungenutzt. (Auf dem gesamten Gemeindeterminatorium sind es weit über 100 Nutzbauten, vor allem Stallscheunen.) Die Ortsplanung (1985: 17) führt im Kapitel *Ortsbildschutz* «die vielen unter- und nichtgenutzten Oekonomiegebäude» als «besonderes Problem» an und schlägt als Massnahmen vor (1985: 76f): «Soweit die Oekonomiegebäude einen wesentlichen Bestandteil einer Siedlungsgruppe ausmachen, sollten sie zur Wahrung des Dorfbildes erhalten werden. Jene Gebäude, die nicht mehr benutzt werden, könnten zumindest teilweise zu Ferienwohnungen umgebaut werden. Landschaftsprägende Oekonomiegebäude in den Aussenhöfen sollten zumindest soweit unterhalten werden, dass sie das Landschaftsbild nicht beeinträchtigen.»

Offen bleibt, wer für diese Massnahmen zuständig sein soll. Zu den alten, allmählich zerfallenden Ställen von Bodmen sagt ein Bauer im Ruhestand: «Denen fragt niemand mehr nach. Man kann nicht einmal die unterhalten, die man braucht, wie soll man denn die erhalten, die man nicht mehr braucht?»

Und ein Jungbauer: «Um zu existieren, braucht es heute einen gewissen Viehbestand. Wenn du den Entschluss gefasst hast, hier Landwirtschaft zu treiben, gibt es nichts anderes, als einen Grossstall zu bauen. Die alten Gebäude bleiben dann eben leer.»

Heute gibt es in der Gemeinde Nutzbauten mit bis zu 36 Miteigentümern. Am besten erhalten sind jene Gebäude, die von einem einzigen in der Regel nicht in der Landwirtschaft tätigen Besitzer zusammengekauft wurden. So liess eine auswärts wohnhafte Besitzerin eines Kornstadels diesen, nachdem er 1984 von einer Lawine zerstört wurde, mit dem alten Holz neu aufbauen. Die Erhaltung der alten landwirtschaftlichen Bausubstanz ist zur Angelegenheit gutverdienender, und das heisst: nichtbäuerlicher Kreise geworden. Was dabei verlorengeht, ist jene spontane Nutzung, die einen Speicher zusätzlich noch Hühnerstall, Kornwannenraum und Käselager werden liess.

Gerade all die Umbauten und Ergänzungen wie Fenstervergrösserungen, Anbauten, Verkleidungen usw. sind es, die den Prozesscharakter der Architektur, ihre Antworten auf steigende Ansprüche und einen sich ebenfalls wandelnden Zeitgeschmack sichtbar machen und die die Spontaneität des Ortsbildes von Bodmen ausmachen. Das Ineinandergehen von Zeitschichten, wie es in der Stube von drei ledigen Geschwistern in Bodmen sichtbar wird – Deckenbalken von 1655, Specksteinofen von 1796, Wandbuffet von 1834, Holztäfer aus dem 19. Jahrhundert, Fernsehapparat und weitere Einrichtungen aus jüngster Zeit –, ist typisch auch für das äussere Bild des alten Dorfes. Eigenschaften wie statisch oder stilrein, wie sie dem Traditionellen oft und gerne zuerkannt werden, sind also eher Produkte einer bestimmten Sichtweise



Umbau und Erweiterung als die typischen Wesensmerkmale der traditionellen bäuerlichen Architektur: Wohnhaus in Bodmen.

denn tatsächliche geschichtliche Realität. Die zunehmend praktizierten «Rückkorrekturen» an Gebäuden sind so gesehen nicht die Wiederherstellung eines historischen Zustandes sondern moderne Zeiterscheinungen.

### Schauplatz 2: Die Ideologisierung des Ortsbildes

In der Nacht vom 12. auf den 13. September 1932 wird das Dorf Blitzingen durch eine Feuersbrunst zerstört. 20 Familien bzw. rund 80 Personen werden obdachlos, über 30 Familien kommen materiell zu Schaden. Neben 12 Wohnhäusern brennen auch 22 landwirtschaftliche Nutzbauten nieder. In der Folge beauftragt die Kantonsregierung den Kantonsarchitekten, in Zusammenarbeit mit anderen Dienststellen ein Wiederaufbauprojekt zu erarbeiten und am 12. November 1933, also 14 Monate nach dem Unglück, können die neuen Wohnungen offiziell den Brandgeschädigten übergeben werden.

Das Ereignis fand in der damaligen Presse ein breites Echo und hat sich tief in die Erinnerung der Dorfbewohner eingegraben. Sowohl die Augenzeugenberichte von damals wie die erzählten Erinnerungen von heute zeugen von einer heillosen Verwirrung und einem tiefen Schock, den der Brand bei den Betroffenen ausgelöst haben muss. Eine starke symbolische Kraft erhielt

angesichts des zerstörten Dorfes die Kirche, die praktisch unversehrt blieb und nach dem Brand wie ein erratischer Block aus dem Trümmerfeld ragte: «*Wenn die Kirche abgebrannt wäre ..., so hat man noch etwas gehabt. Das Schulhaus war weg, die Wohnungen waren weg da war die Kirche wie ein letzter Halt.*»

Bis zum Bezug der neuen Wohnungen kamen die Obdachlosen bei Verwandten und Bekannten in den umliegenden Weilern unter. «In den vom Brand verschonten Häusern wohnen ohne Ausnahme zwei bis drei Familien; wir selber haben etwa zwanzig Personen zum Essen (...) Was man noch hat an Kleidern und anderem muss bei anderen aushelfen. Ich habe Trikots, Hemden, Hosen, Strümpfe, Röcke, kurz: alles hergeben müssen.»<sup>10</sup>

Die Brandkatastrophe von Blitzingen löste eine Welle von Hilfsaktionen aus, die von öffentlichen Spenden und Zeitungsaufrufen bis zu einer Wohltätigkeitsveranstaltung in Bern unter dem «Protektorat» von Bundespräsident Giuseppe Motta reichten<sup>11</sup>. «*Das muss man noch heute sagen: geholfen wurde spontan, von den umliegenden Dörfern, aber auch über die Kantonsgrenzen hinaus. Ja, man kann sagen, fast zuviel für den Moment. Wir sind fast an den Hilfsgütern erstickt. Da sind Eisenbahnwagen voll Kleider und Hilfsgüter angekommen, von der Ausserschweiz.*»



Blitzingen nach der Brandnacht, am 13. September 1932. Das unversehrt gebliebene Wohnhaus auf der andern Seite der Kantonsstrasse muss 1988 einem Strassenneubau weichen. Sein Wiederaufbau im Weiler Bodmen (unten in der Talmulde) führt zu einem Konflikt zwischen Gemeinde und Kanton.

10 Brief einer jungen Blitzingerin in den *Basler Nachrichten* vom 29. September 1932.

11 Korrespondenz im Gemeindearchiv Blitzingen.

Besonders gross war das Echo auf die Sammelaufufe in mehreren grösseren schweizerischen Tageszeitungen. «Noch selten konnte eine Sammlung so erfolgreich durchgeführt werden, wie dies für Blitzingen geschah», meldet die *Neue Zürcher Zeitung* am 21. November 1933. Und dies, obwohl der Dorfbrand von Blitzingen beileibe kein Einzelfall in der damaligen Zeit war und da und dort auch Kritik an der Unterversichertheit der Hausbesitzer laut wurde. Der Sammelerfolg wurde getragen vom damaligen Zeitgeist des nationalen Zusammenschlusses. Wie ein roter Faden zog sich der Begriff «freund-eidgenössische Hilfe» durch den offiziellen Diskurs der Journalisten und Politiker und zusammen mit Sammelaufufen und Meldungen über Spenden eingänge wurden besonders in den Basler Zeitungen zu Dutzenden von Spendern verfasste Verse publiziert. Drei Beispiele aus der *National-Zeitung*, Basel, vom September 1932:

«Oeffnet All'Eure Herzen und Eure Hand / Für die armen Brüder im Walliserland.»

«Für d'Blitzingerlüttli / Reich gärn ich e Gab / I stift's an e Hüttli, / Aim wo verlore si Hab.»

«Ob Katholik, ob Protestant / In Not gerät, tu auf die Hand / Und spende unverdrossen, / Das ziemet Eidgenossen.»

Die Geldspenden erreichten einen Betrag von insgesamt 218'408 Franken, wobei 117'198 Franken durch Vermittlung von Zeitungen (wovon 104'863 Franken von Zürcher und Basler Blättern) und 43'500 Franken durch Vermittlung des Schweizerischen Roten Kreuzes zusammenkamen. Das heisst, dass der Grossteil der Spenden von Familien und Einzelpersonen aus städtischen Agglomerationen stammte und eher ein kleiner Teil von privaten und öffentlichen Institutionen. War es bereits jene «neuerwachte familiäre Zuneigung zum Bauernstand», die 1939 an der Landesausstellung in Zürich bei der städtischen Bevölkerung konstatiert wurde (Möckli 1973: 70), die den Spendeneifer auslöste? Auf jeden Fall setzte die Hinwendung zur bäuerlichen Kultur bereits in den zwanziger Jahren voll ein, so dass die ideologischen und wirtschaftlichen Absichten der bauernkulturellen Bewegung jener Zeit wohl auch schon 1932 eine entscheidende Rolle gespielt haben dürften; Absichten, die der Wortführer jener Bewegung, Ernst Laur, 1939 in die Worte fasste: «Schweizer Art ist Bauernart» (Laur 1939: 86). Und: «Die Zukunft der schweizerischen Industrie, des ganzen Wirtschaftslebens, aber auch der Wissenschaft und Kunst ist eng verbunden mit der Blutauffrischung durch ländliche Zuwanderer» (Laur 1939: 651f).

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang aber auch ein Blick zurück auf die Landesausstellung von 1896 in Genf mit dem *Village suisse*, über das bürgerliche Eliten ebenfalls zu definieren beanspruchten, was authentisch und was «Schweizer Art» sei (Crettaz und Michaelis 1983), bemerkenswerterweise in der selben doppelten Absicht wie dies 1939 der Fall war: «La bourgeoisie urbaine qui fait 1896 cherche deux réalités: la productivité et la réconciliation. La productivité suppose une mobilisation de toutes les forces technologiques, économiques, sociales et politiques. On a donc besoin d'unité nationale» (Crettaz 1982: 408).

Doch im Gegensatz zu 1896 und 1939 ist das Objekt der Heimatverwalter 1932 tatsächlich ein authentisches Dorf. Bereits am 24. September 1932, also zehn Tage nach dem Brand, liest man im *Briger Anzeiger* vom Wunsch «der Wahrung des einheimischen Landschaftsbildes (...) und (...) unserer baulichen Eigenart», das heisst «ein richtiges Walliser Dörfchen aufzubauen». Der Rat des *Heimatschutzvereins*, «in der Bauart ein währschaftes Gomserdorf zu erstellen, das traditionsgemäss in den Rahmen des Naturgeländes passt» (*Walliser Volksfreund*, 22.11.1933), wurde vom amtlichen Hilfskomitee für Blitzingen sozusagen wörtlich übernommen: «Es soll ein währschaftes Gomserdorf errichtet werden», lautet der Auftrag an den mit der Ausführung betrauten Kantonsarchitekten<sup>12</sup>. Eine öffentliche Ausschreibung fand nicht statt: «Die Kommission erachtet es nicht als notwendig für den Wiederaufbau, den Bauplan und den Häusertyp eine öffentliche Bewerbung zu veranstalten, denn einerseits sind die Verhältnisse sehr einfach und anderseits können die bei früheren ähnlichen Fällen gemachten Erfahrungen zu Nutzen gezogen werden.»<sup>13</sup>

Aus feuerpolizeilichen Gründen, aber auch im Hinblick auf die Anlegung eines Dorfplatzes sah der durch den Kantonsingenieur erstellte Bebauungsplan eine lockere Bauweise vor, was eine Ausdehnung des Dorfes mit sich brachte. «Um die Bauplatzfrage rasch erledigen zu können» (Bericht 1937: 19), wurde der gesamte Brandplatz enteignet und die einzelnen Bauplätze wurden neu zugeteilt; dies, obwohl zehn Familien ihr Haus an der «alten Stelle» und zwei weitere (Lehrer und Milchhändler) «an der Landstrasse» wünschten<sup>14</sup>. Wiederaufgebaut wurden: neun Zweifamilienhäuser (von Architekt und Unternehmern gemeinhin als Chalets bezeichnet), ein Schulhaus, ein Gasthaus, zwölf Stallungen mit Scheunen (meist Doppelställe), ein Stadel und zwei Kleinviehställe. Zur Ausführung gelangten zwei Wohnhaustypen: das Doppelhaus mit Stockwerkeigentum und herkömmlicher Raumaufteilung sowie das Halbhaus, ein durch eine Mittelwand vertikal getrenntes Haus mit einem neuartigen Raumprogramm auf zwei Stockwerken.

Hauptakteur beim Wiederaufbau war der Kantonsarchitekt, ein gebürtiger Gommer mit Wohnsitz in der Kantonshauptstadt. Einen nicht unwesentlichen Einfluss auf die Gestaltung des neuen Dorfes scheinen aber auch Domherr Dionys Imesch und Architekt Conrad Curiger als Vertreter des kantonalen Heimatschutzes ausgeübt zu haben, die beratend an Sitzungen des Hilfskomitees teilnahmen<sup>15</sup>.

<sup>12</sup> Kantonsarchiv Sitten, Fonds N° 6350, 1984/22, Dossier 17: Beschlüsse betreffend den Wiederaufbau des Dorfes vom 25. Oktober 1932.

<sup>13</sup> Wie Anmerkung 12.

<sup>14</sup> Gemeindearchiv Blitzingen.

<sup>15</sup> Auffallende Gemeinsamkeiten in Bezug auf Absichten und Vorgehen der verantwortlichen Planer und eine ähnlich rückwärtsorientierte Konzeption zeigt der Wiederaufbau des Dorfes Villard-Saint-Pancrace in den französischen Alpen (Faure 1983).

Folgende Elemente prägen das wiederaufgebaute Dorf:

- Ein Dorfplatz, angeregt und finanziert vom Dorflehrer und von einem auswärts wohnhaften Blitzinger.
- Scheidung von Wohn- und Nutzbauten.
- Erstellung eines «währschaften Gommer Dorfes», das hiess für den Kantonsarchitekten vor allem Blockkonstruktion bei den Wohnhäusern (Schmid 1935: 57f).
- Ins-Zentrum-Rücken der Kirche, indem das Schulhaus und ein Wohnhaus jenseits der Kirche (vorher unbebaut) erstellt wurden. «Das Gotteshaus ist dadurch, wie es sich geziemt, zum Mittelpunkt des Dorfes geworden. Ein charakteristisches Bild unserer Walliser Dörfer!» (Schmid 1935: 57).
- Einheitlichkeit bei den Gebäudetypen (zwei Wohnhaustypen, ein Stalltyp).

Bei genauerem Hinsehen bleibt indessen von der Absicht, «ein währschaftes Gommer Dorf» zu errichten, nicht viel übrig; mindestens, wenn man das wiederaufgebaute Dorf mit den Merkmalen des traditionellen Siedlungsbildes vergleicht.

- Wohnhäuser: Mauersockel in sichtbarem Granitmauerwerk anstatt mit Kalksteinmörtel verputztes Bruchsteinmauerwerk; Holzwerk aus Rottanne anstelle des üblicheren Lärchenholzes; Schieferdächer anstelle der traditionellen Schindelbedachung; grössere Fensterausmasse als üblich; deutlich



Ländliche Architektur als materialisierter Zeitgeist: die beiden Wohnhaustypen des Wiederaufbaus von 1933

- spitzerer Dachwinkel als beim früheren Haus; grössere Raumhöhe als früher; markant veränderte Raumaufteilung beim einen Haustyp.
- Nutzbauten: Typ mit gemauerten Eckstollen und eingelassenen Bretterwänden anstatt der ortsüblichen Blockbauweise.
  - Dorfanlage: Nutzungstrennung anstelle der in den alten Dörfern üblichen Vermischung von Wohn- und Nutzbauten; Anlegung eines Dorfplatzes, obwohl Dorfplätze im Obergoms äusserst selten anzutreffen sind; Kirche als Dorfmittelpunkt, was im Goms eher die Ausnahme darstellt (meist markante Randlagen); Uniformität der Gebäude anstatt gewachsene Vielfalt.

Was also vom traditionellen Dorf übrigblieb bzw. aufgenommen wurde, war die Holzkonstruktion. Ansonsten hiess «währschaft» im Geiste der dreissiger Jahre weniger «traditionell» als vielmehr die Durchsetzung von Ordnung gegenüber der Unordnung, von Einheitlichkeit gegenüber Individualität, von Sauberkeit gegenüber Unordentlichkeit. Gerade das Prinzip der Sauberkeit zieht sich wie ein roter Faden durch die Absichtserklärungen des Kantonsarchitekten (Schmid 1935: 58ff).

Der öffentliche wie der offizielle Diskurs waren vom Streben nach Harmonie und Eintracht geprägt: «Anfängliche Bedenken der Bevölkerung gegen die grossen, prächtigen Fensterfronten, gegen das Bedachungsmaterial, konnten in der Folge rasch zerstreut werden und heute ist man glücklich, ein solches Heim zu besitzen» (*Briger Anzeiger*, 15.11.1933).

Nicht ganz so konfliktfrei erlebten die Betroffenen selber den Wiederaufbau; etwas, das angesichts der Tragweite des Ereignisses auch nicht erstaunt<sup>16</sup>. «Der Gemeinderat konnte schon seine Vorschläge einbringen. Aber ob die berücksichtigt wurden, ist eine andere Frage.» «Kleine Reibereien gab es schon. Man dachte aber vor allem daran: wenn man nur bald wieder ein eigenes Dach über dem Kopf hat.»

Die Konflikte spielten sich eher im Hintergrund ab. Aus der Korrespondenz des Kantonsarchitekten lassen sich etwa folgende Anlässe zu Konflikten herauslesen: Lage von Gebäuden, Stockwerkzuteilung, architektonische Details, Wunsch nach Eigenbau, gleiche Behandlung von Versicherten und Nichtversicherten, Gefühl der Benachteiligung. Ein zentrales Anliegen der Eingaben ist dabei immer wieder die Integration von Vertrautem ins Neue, zum Beispiel des alten Raumprogramms in die neue Wohnung: «Sie (die Bittsteller T.A.) möchten alle die Küche hinter der ersten Kammer haben und die auf Plan vorgesehene Küche dann als Nebenstübchen haben.» Ebenfalls wollen die meisten Betroffenen kein Fenster in der einen Stubenecke: «Mit der Entfernung der Fenster ist die Sache, man muss eben ein Schlafbett in der Wohnstube haben, welches man in die Ecke stellen muss oder will, wo die benannten Fenster sind» (Brief des Gemeindepräsidenten vom 18.5.1933). «Mit nur zwei Meter Differenz bin ich nun am Nachbarhaus zusammengepfercht, während östlich ein ungeheurer Dorfplatz zur Verfügung steht» (Brief eines

<sup>16</sup> Zu ganz ähnlichen Konflikten, wie sie im folgenden beschrieben werden, kam es beim Wiederaufbau von Villard-Saint-Pancrace (vgl. Anmerkung 15).

Privaten vom 7.6.1933). «Kurios kommt es mir doch vor, dass einige die Ställe bereits haben, die keine hatten» (Brief eines Privaten vom 20.6.1933)<sup>17</sup>.

Keinen Niederschlag gefunden in der Korrespondenz an das kantonale Baudepartement hat die Tatsache, dass für alle Brandgeschädigten darunter kinderlose Ledige wie Familien mit neun und zehn Kindern der genau gleich grosse Wohnraum vorgesehen wurde. Aufs ganze gesehen machen im übrigen die Beschwerden und Einwände der Betroffenen in der Korrespondenz ans Departement und an die Gemeinde eher einen kleinen Teil aus. Im Vordergrund stehen Fragen nach Zeit, Geld, technischen Problemen und Zuteilungen. Offenbar wenig Diskussionen lösten auch Fragen der Gestaltung und Aesthetik aus. Diese scheinen die Angelegenheit der Vertreter des Heimatschutzes und des Kantonsarchitekten, seinerseits selber Mitglied des Heimatschutzes, geblieben zu sein.

Unbeachtet blieben bei dieser ambivalenten Interessenlage temporärer Wohnungsnot einerseits und Anliegen der Heimatstilbewegung anderseits die funktionalen Fragen eines zeitgemässen Wohnens. Vor die Alternative der beiden Wohnhaustypen gestellt, waren Interesse und Mitsprache der Bewohner auf die Frage reduziert, ob sie den traditionellen (Stockwerkeigentum) oder den neuen Typ (Halbhaus) wählen sollten.

*«Ich könnte mich nicht erinnern, dass da gross diskutiert worden wäre. Die meisten wählten die neue Art, und zwar in der Meinung, dass es doch von Vorteil ist, wenn man vom Unterdach bis zum Keller unter einem Dach das Eigentum hat und nicht dem Nachbarn durch die Wohnung muss, um ins Unterdach zu gelangen oder in den Keller. An und für sich sind aber diese vertikalen Wohnungseinteilungen unpraktisch.»*

Fragen wie Raumbedarf und Praktikabilität der Wohnungen stellten sich verständlicherweise erst nach dem Bezug derselben. Vor allem der vertikale Wohnungstyp erwies sich schon bald als unpraktisch und zu klein: *«Das war der grösste Fehler, den sie machen konnten. Es hiess immer, den kinderreichen Familien würde ein rechtes Haus hingestellt. Jetzt schauen Sie das an, für zehn Kinder....»* Als nicht mehr zeitgemäß erwies sich auch die Unterbringung von Werkstätten im Kellergeschoss: *«Das war schlecht geplant, die Werkstatt hätte nicht mehr da hineingehört.»*

Den eigentlichen Konflikt stellte indessen für die Betroffenen die innere Bewältigung des Ereignisses dar, das Akzeptieren-Können der neuen Gebäude, «deren Aeusseres und Inneres von der alt hergebrachten Konstruktion abweicht, was nicht ohne weiteres jeder brandgeschädigten Familie einging» (*Neue Zürcher Zeitung*, 21.11.1933). *«Das ist nicht das gleiche, wie wenn man ein Haus baut, so wie man es will. Ich glaube, gerade diese Vereinheitlichung wurde empfunden als etwas Unnatürliches. Alle wohnen haargenau gleich und bei jedem weiss man: da sieht es genau gleich aus wie bei mir.»*

Was also in den Augen der Planer «ein währschaftes Gommer Dorf» sein sollte, war den Gommern selber etwas Fremdes und Neuartiges, mit dem sie

17 Kantonsarchiv Sitten, Fonds 6350, 1984/22, Dossiers 17-20.



Der «Heimatstil» liess die Obdachlos-Gewordenen nur bedingt heimisch werden: Leute von Blitzingen mit dem spärlichen Hausrat, der vor den Flammen gerettet werden konnte



Eine Blitzinger Familie in einer der nach dem Brand neuerstellten Wohnungen 1933.

sich zuerst vertraut machen mussten. «*Zu Hause gewesen bin ich in diesem Haus nie mehr. Das Vaterhaus war weg. Ich lebte in diesem neuen Haus noch lange, aber ich war dort eigentlich nie zu Hause. Auch im Dorf selber: diese Uniformierung der Wohnhäuser und Stallbauten liess einen nicht heimisch werden. Man hat das Ganze als Verlust angesehen, man war nicht begeistert vom neuen Dorf, auch die Einheimischen nicht. Ich könnte mich nicht erinnern, dass irgendjemand sich da lobend geäussert hätte. Es war eben kein Walliser Dorf, in keiner Art und Weise.*»

Die Heimat liess sich nicht planen, der ländlich anmutende *Heimatstil* liess diese Bergbewohner nicht heimisch werden. Vermutlich hätte dies aber auch ein anderer Stil nicht zu leisten vermögen. Beim Wiederaufbau des kriegszerstörten Dorfes Villard-Saint-Pancrace sollen sich zahlreiche Besitzer total zerstörter Häuser freiwillig als nur teilweise geschädigt erklärt haben, um ihr Haus behalten zu können (Faure 1983: 91). Und nach Maurice Halbwachs (1950: 133) zieht ein schweres Ereignis jeweils einen Wandel in den Beziehungen einer Gruppe mit dem Ort nach sich. Zusätzlich zum drängenden Wohnbedürfnis wird also die neue Orientierung im Raum die Leute von Blizingen beschäftigt haben. Ihre weitgehende Indifferenz gegenüber den ideologischen und symbolischen Anliegen der «Stadt» dürfte deshalb nicht allein eine Folge der schwächeren Position der Unterstützten und ihrer Sorge um einen möglichst schnellen Wiederaufbau gewesen sein: Nicht auszuschliessen ist, dass die Symbolik des Heimatlichen auch ihnen, für den Moment wenigstens, ein Zurechtfinden in der neuen Umgebung versprach. Trotzdem stellt der Wiederaufbau den Fall einer verordneten Tradition dar, letztlich einer Beherrschung des Landes durch die Stadt über die Vermittlung lokaler und regionaler Eliten<sup>18</sup>.

### Schauplatz 3: Die Musealisierung des Ortsbildes

Das bestimmende Merkmal der drei Weiler Wiler, Gadmen und Ammern oberhalb des Hauptdorfes ist ihre Aufgabe als ganzjährig bewohnte Siedlungen und ihre Umnutzung, zuerst zu landwirtschaftlichen Sekundärsiedlungen, dann zu Zweitwohnungssitzen mit Feriencharakter. Die drei Dorfschaften waren früher weit grösser, doch schon um die Jahrhundertwende zählt jeder der drei Weiler nur mehr zwei Haushalte, «trotzdem die Dörfer schöner, sonniger und geschützter gelegen sind als das benachbarte Blizingen» (Stebler 1903: 43). Dieser Stand mit je zwei Familien pro Ort hielt sich bis um 1960, als innerhalb weniger Jahre die vollständige Entvölkerung stattfand. Die Gründe für die Abwanderung sind vielfältig und neben rationalen Ueberlegungen (Entfernung von Strasse und Bahn sowie von den zentralen Einrichtungen des Hauptdorfes;

18 Die Machtmechanismen solcher Beziehungen zeigen sich deutlicher in Kontexten, wo die Macht- und Abhängigkeitsbeziehung eindeutiger ist. Ein Beispiel wären etwa die von den englischen Kolonialherren nach Afrika importierten «Traditionen» als Kontroll- und Regulierungsinstrument (vgl. Ranger 1983).

Schwierigkeit, mit so wenig Leuten im Winter die Wege offenzuhalten; Lawinengefahr) scheinen auch psychologische Faktoren eine Rolle gespielt zu haben. Man wollte nicht nur näher beim Zentrum sein, man wollte vor allem nicht mehr zu den «Gigele» gehören, wie der Spottname für die drei Weiler lautete. *«Die Leute haben dadurch, dass sie etwas abgelegen wohnten und doch etwas isoliert waren, eher Hemmungen gehabt. Sie waren sehr gehemmt gegenüber denen von Blitzingen.»*

Der Abwanderung ins Tal folgte früher der Abtransport der Blockbaukonstruktionen ins Hauptdorf, aber auch an bis zu 20 Kilometer entfernte Orte. Vorhanden sind deshalb nur mehr jene Gebäude, welche die letzte Abwanderungswelle überstanden haben. Zwei der drei Wohnhäuser von Wiler wurden, zusammen mit Nutzbauten, von einer aus Blitzingen gebürtigen Brigerin gekauft und stilgerecht restauriert. Ihre Familie veräusserte den Grossteil des Besitzes um 1920 und verlor 1932 beim Dorfbrand ihr Stammhaus, das damals grösste und imposanteste Wohnhaus des Dorfes. Der Weiler Gadmen mit zwei Wohnhäusern aus dem 17. und 18. Jahrhundert wurde von einem Arzt aus Visp aufgekauft. Auch diese beiden Wohnhäuser wurden einer Totalrestauration unterzogen und «von störenden Elementen» befreit.

Der Weiler Ammern wurde von einem aus Blitzingen stammenden Arzt ab 1958 in einem langwierigen Prozess allmählich aufgekauft, wobei die Idee, den ganzen Weiler zu kaufen, erst mit der Zeit heranreifte: *«Ich sagte mir: man sollte versuchen, so einen Weiler zu erhalten. Das geht aber nur, wenn man überall Miteigentümer ist.»*



Die Aufhebung der Zeitlichkeit : der Weiler Ammern

Zum Gebäudebestand mit zwei Wohnhäusern, Stallscheunen, Stadeln und Speichern kamen in der Folge noch ein Stall, ein Speicher und eine Alphütte hinzu, die der als Feriensitz dienenden Siedlung zusammen mit Einrichtungen wie Webstube, Mühle und Alpsennerei einen musealen Aspekt verleihen. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch einen Unterhalt, der sich bis ins kleinste architektonische Detail an der traditionellen Bauweise orientiert. Die Distanz durchs Studium in der Stadt und die berufliche Situation ermöglichen eine Neuentdeckung des Vertrauten noch bevor Spekulation und Tourismus in Blitzingen eine grössere Rolle zu spielen begannen. Doch letztlich ist es auch hier die Biographie in ihrer Einmaligkeit, die erst zu sehen erlaubt, was dahintersteckt: «*Ich habe als Bube in diesen drei Weilern die Ziegen gehütet und kannte sozusagen jeden Stein bis auf die Alpe hinauf. Hinzu kommt, dass mein Vater sehr früh starb – ich war erst eineinhalb Jahre alt –, wir waren verschuldet und gehörten zu den ärmsten Leuten im Dorf. Man wurde deshalb oft auch gehänselt. Es war eben ein Unterschied, ob jemand etwas hat oder nicht. Unbewusst mag also da auch ein gewisser Besitzerstolz mitgespielt haben. Den Ausschlag gab aber die Beziehung zu Blitzingen und die vertraute Umgebung.*»

Hinzu kommt das Erlebnis des Dorfbrandes von 1932 mit dem Verlust des Elternhauses. «*Das hat sicher unbewusst ebenfalls eine Rolle gespielt. Ueberhaupt dieser Hang zum Alten, zu den alten Gebäuden, den alten Möbeln: ich weiss nicht, ob das nicht auch davon kam, dass man alles verloren hat; dass man noch das Bild vor sich hatte, wie so eine einfache Bauernstube ausgesehen hat damals.*»

Dem «Hang zum Alten» geht in der Regel eine Phase der Distanz zu diesem Alten voraus. Und je nach Erfahrung und sozialer Stellung können sich diese Phasen auch innerhalb eines gleichen Ortes verschieben. 1910 verkauft der Pfarrer von Blitzingen einen spätgotischen Flügelaltar aus der Andreas-Kapelle von Wiler. Er steht heute im Landesmuseum in Zürich. In den folgenden Jahrzehnten verlassen dann ganze Haushalteinrichtungen das Tal Richtung Zentren. Die, die verkauften, haben inzwischen trotz Phasenverschiebung ebenfalls zeitliche Distanz gewonnen: «*Die alte Zeit war hart. Man wollte aus ihr entfliehen. Und nicht nur aus der alten Zeit, auch aus dem, was mit dieser Zeit verbunden war.*» «*Damals hat man von solchen nichts verstanden, gar nichts, auch die alten Leute nicht. Und die Käufer, die kamen, konnten gut reden und gaben den Leuten ein paar Franken. Das Geld war knapp.*»

#### Schauplatz 4: Die Kapitalisierung des Ortsbildes

«Nordöstlich des Dorfes Blitzingen stand einst auf dem Moränenhügel "Kastelbiel" die grosse Kapelle "Unserer Lieben Frau vom guten Rate". Mit ihren weissen Mauern schaute sie weit ins Tal hinaus (...) Ein prächtiger Kreuzweg mit geschnitzten Stationsbildern verband das Dorf Blitzingen mit der Gnadenstätte» (Schwick 1974: 51). Besagte Kapelle wurde bereits im 19. Jahrhundert abgerissen und nicht mehr wiederaufgebaut. Den Hang zwischen dem Dorf und der Hügelkuppe nimmt heute eine Ferienhaussiedlung ein, die 1971

anlässlich der Heimattagung als «die heimliche Chance» (*Walliser Bote*, 23.9.1971) die Zukunftshoffnungen der Gemeinde nährte. Ab 1973 kam es zu den ersten Bodenverkäufen (Acker- und Weideland) und 1977 waren bereits 125'709 der im Quartierperimeter ausgeschiedenen 139'334 Quadratmeter im Besitz eines Konsortiums, das bis 1982 seinen Bodenbesitz noch weiter vergrössern konnte. Das Konsortium besteht aus Unternehmern und Geschäftsläuten aus den regionalen Zentren Brig, Naters und Visp, Teile des Bodens sind seither an Unterkonsortien weitergegangen. 1975 stimmt der Gemeinderat einer Aufnahme des Gebietes in den Zonenplan zu unter der Auflage, «dass die Eigentümer die Infrastruktur selber zu erbringen haben» (Ortsplanung 1985: 80) und dass ein Quartierplan erstellt werde. Letzterer wurde 1977 von einem Planungsbüro abgeliefert und sah eine Ferienhauszone und eine Zone für touristische Bauten und Anlagen vor. In Bezug auf die Gestaltung wurde festgehalten: «Der Vorschlag im Richtplan versucht sowohl in der gesamten Siedlungsstruktur wie auch in deren Einzelbauten charakteristische Elemente der Wallisersiedlung (Haufendorf) bzw. des Walliserhauses (Konstruktion, Proportionen, Materialien, Farben) in zeitgemässer Form zu adaptieren (...) Durch eine feine Gliederung der Bauteile und der Durchführung von sich wiederholenden Breiten- und Höhenmassen wird versucht, den Baumassen eine zurückhaltende und tradierte Siedlungsform zu geben.»

Dieser erste Vorschlag des Planungsbüros wurde vom Konsortium als «nicht verkaufbar» zurückgewiesen und in der Folge in wesentlichen Punkten abgeändert. Anstelle von Häusergruppen sollten Einzelgebäude mit einem kleinen Umschwung entstehen; der Hang sollte auch in seinem unteren Teil (gegen das Dorf zu) überbaut werden; die Zufahrt mit dem Auto sollte garantiert sein. Vorgesehen waren im Endausbau 1280 Betten und 396 Parkplätze. Auf dieser Grundlage wurde 1979 mit dem Bauen begonnen. Die von verschiedenen Architekten aus Brig und Visp entworfenen Gebäude orientierten sich dabei kaum an der Typologie des ursprünglichen Quartierplans und verraten sowohl in der Bauart (Riegelbau und holzverkleideter Mauerbau) als auch im äusseren Erscheinungsbild (Chaletstil mit vorgebauten Balkonen) wenig Bezüge zur vorhandenen Bausubstanz. Gerade diese Elemente werden vom Konsortium als «ortstypisch» in seine Werbetexte aufgenommen: «Die äussere Gestaltung der Häuser orientiert sich an der typischen, anheimelnden Bauweise der Häuser der gesamten Region. Die Aussenwände sind weitgehend mit Holz verkleidet, und die grosszügigen Balkone mit Holzgeländer tragen zum gemütlichen und ortstypischen Aussehen der Häuser bei.»<sup>19</sup>

Die Haustypen erhalten die Namen «Alpenrose» und «Anemone», zugesichert wird eine «rustikale Form» der Möblierung, und um das Alpenländische nicht allzu rauh erscheinen zu lassen, wird auch noch mit den mehr als 50 Kilometer entfernten Rebbergen geworben<sup>20</sup>. Die Alpen als Erholungs-

19 In: *Touristische Information Obergoms*, 1985.

20 Undatierter Verkaufsprospekt des Konsortiums.

landschaft für Städter, zum Beispiel für den Mitinhaber eines kleineren Industriebetriebes, seit 1983 Besitzer eines Ferienhauses auf dem Kastelbiel.

Die Beweggründe: «*Wir wollten unter ganz langfristigen Gesichtspunkten Eigentum in der Schweiz haben, als Geldanlage. Und gleichzeitig haben wir gesagt: wir wollen irgendwie sehen, dass wir in die Berge kommen. Das sollte aber nicht so einseitig sein, dass man irgendwo mitten in den Bergen festsitzt, sondern wir sind ganz bewusst hierher gegangen, wo man gute Verkehrsbedingungen hat und wo im Sommer Wandern gross angesagt ist und im Winter neben Langlauf alle möglichen Skigebiete zu erreichen sind.*»

Das Vorgehen: «*Wir sind damals hierhergekommen über eine deutsche Firma, die das in Deutschland vermarktet hat (...) Nachdem der Kontakt sich ergeben hatte und wir ganz schnell mal sonntags mit dem Flugzeug von Deutschland nach Genf gekommen sind und die Anlage hier im Bau sahen, da sind wir auf der Terrasse gestanden und dann, muss ich sagen, war das ein sehr spontaner, schneller Entschluss.*»

Der Ortsbezug: «*Ein direkter, persönlicher Kontakt besteht eigentlich nicht. Dazu ist man doch zu selten hier (...) Also zweimal im Jahr sind wir etwa hier, mehr klappt es einfach nicht. Im Sommer fährt man auch mal ans Meer, man hat ja auch verschiedene Interessen in der Richtung (...) Aber einen direkten Kontakt, ich hab' den auch nicht gesucht.*»

Das Ortsbild Kastelbiel: «*Die architektonische Ausführung, wie wir sie jetzt hier oben finden, die passt sich im Grunde genommen der hier im Tal üblichen Bauweise an (...) Ich finde es schon fast eine Zierde, wenn die Häuser so von der Art her gebaut sind. Und wenn man schon auf so 'nem Berg sitzt wie jetzt hier, optisch sehr präsent, dann hat man irgendwie auch eine Verpflichtung, das ordentlich zu gestalten. Und da muss ich sagen, hier oben ist nichts verkehrt gemacht worden, denn das passt sich doch recht harmonisch in die ganze Landschaft ein.*»

## Die Einheit der Zeit

Historisch-bäuerlicher Baubestand, Spontanarchitektur, Heimatstil, Rückrestaurierung, Chaletsiedlung das Ortsbild von Blitzingen scheint alle wesentlichen Phasen einer alpinen Architekturgeschichte der Neuzeit in sich zu bergen. Die Verschiebungen der Blickrichtung widerspiegeln sich in ihm ebenso wie der Uebergang von einer mehr körperlich-erfahrungsmässigen Aneignung der Umwelt zu einer eher symbolisch-vermittelten. Und doch: in all seinen Erscheinungsformen stellt Blitzingen ein Ortsbild dieser Zeit dar, das Ungleiche ist gleichzeitig. Trotz ihres beachtlichen Baubestandes aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert widerspiegeln Dorf und Weiler die typischen Wesensmerkmale eines Bergdorfes des 20. Jahrhunderts; zum Beispiel einseitige Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie, verlangsamte endogene Prozesse und beschleunigte aussengelenkte Veränderungsschübe, neue Bedürfnisse und ein gewandeltes Bewusstsein bei den Bewohnern. Das heisst: das Ländliche ist in vielfacher Hinsicht ein Produkt des Städtischen. Selbst ein

mikroskopisches Gebilde wie ein Dorfbild ist daher nur verstehbar durch eine Ausweitung des Blickfeldes im Raum und in der Zeit. Der Blick auf die Dorfbühne allein genügt nicht mehr.

Lässt sich aber ein Ortsbild in seiner Erscheinung erhalten, wenn ihm ein verändertes Umfeld längst andere Funktionen und Bedeutungen zugewiesen hat? Wenn wir mit Lucius Burckhardt (1985: 213ff) fragen: «Kann man ein Ortsbild schützen?», ist dies nicht bloss eine Frage von planerischen Eingriffen und gesetzlichen Normen, sondern auch eine Frage nach Machtverhältnissen und Privilegien, nach Sozial- und Zeitgefällen, nach Stadt-Landbeziehungen. Das Ortsbild bildet eben nicht nur ab, es formt auch vor. Die Frage müsste deshalb lauten: wessen Ortsbild soll geschützt werden, für wen und mit welchen Interessen? Eine Frage, deren Beantwortung eine stärkere Berücksichtigung der Sicht von innen bedingen würde.

Eine solche Sicht von innen vermag wohl auch erst jene Bedürfnisstrukturen freizulegen, ohne die der ganze Prozess der Verinnerlichung fremdproduzierter Sichtweisen nicht funktionieren könnte. Das Ortsbild von Blitzen hat sich zwar auch und vor allem durch Verordnung, Pflege und Planung aus seinen gewachsenen Strukturen und aus einer gewissen Traditionsgebundenheit gelöst; doch all die neuen Funktions- und Bedeutungszuweisungen traditioneller Kulturelemente, wie sie unter dem Begriff des Folklorismus in die wissenschaftliche Diskussion eingeflossen sind, erklären sich nicht allein durch Vermittlung und Intervention von oben, sondern ebenso durch die Brauchbarkeit jener Elemente in ihrem neuen Umfeld. Die auf einem statischen Traditionverständnis beruhende Einheitsform beim Wiederaufbau von 1932 bedurfte zu ihrer Durchsetzung auch einer gewissen Entsprechung in der Bedürfnisstruktur der «Rezipienten», in diesem Fall zum Beispiel im Wunsch nach der Einebnung sozialer Gegensätze in einer prekären Spannungslage der Gemeinde.

Die angesprochene Brauchbarkeit heisst also nur bedingt, das zeigt das Beispiel Blitzen, ebenso «Gegenwelt». Vielleicht noch wichtiger sind politisch-ideologische Funktionen, wie sie sich in der erwähnten Uniformisierung des Dorfes manifestieren, in bemerkenswerter Analogie übrigens zur damals aufkommenden Trachtenbewegung. Und ebenfalls nur indirekt mit Kompensation und Eskapismus zu tun haben die jüngsten Veränderungen des Ortsbildes, wo vor allem die touristische Entwicklung und die neue Beziehung der Abgewanderten zum Ort prägend wirken. Hinzu kommt eine neuerstarkte Einflussnahme auf das Ortsbild durch die Ortsansässigen selber, die sich bisher wohl bedingt durch einen verzögerten Verstädterungsprozess kaum in Richtung Pflege und Traditionalismus ausgewirkt hat. Vielmehr haben hier die als Einengung des Handlungsspielraums empfundenen planerischen Massnahmen ein unterschwelliges Boykottverhalten bewirkt. Wirksam ist überdies eine stärker vom unmittelbaren Gebrauch geprägte Ortsbezogenheit: «*Nur vom schönen Dorf lässt sich nicht wohnen*», meint der junge Einheimische und in der Ortsplanung (1985: 84) heisst es in der Begründung des Zonenplans: «Bei der Abgrenzung der Baugebiete haben sich die meisten Bodenbesitzer für die Werterhaltung ihrer Grundstücke eingesetzt und verschiedentlich eine Erweite-

rung der Bauzone verlangt. Bei dieser Arbeit musste man vielfach Kompromisse eingehen.»

Das Bedürfnis nach Raumorientierung und nach Lesbarkeit geschichtlicher Prozesse, heute zunehmend auch ein kulturökologisches Bewusstsein heben die Bedeutung eines Ortsbildes weit über die einer Projektionsfläche nostalgischer Zeiterscheinungen hinaus und machen Fragen der Erhaltung von Altbauten auch zu einer öffentlichen Angelegenheit. Auf der andern Seite sind es gerade die Gestaltungsfreiheiten und Mitgestaltungsmöglichkeiten der Einzelnen, die dem Ortsbild seine kreative Dimension verleihen und die allein seine Erhaltung von innen, das heisst als Lebensraum, garantieren können.

### Zusammenfassung

Die verschiedenen Ortsbilder von Blitzingen (Kanton Wallis) repräsentieren in ihrer Erscheinungsform wichtige Phasen einer inneralpinen Architekturgeschichte der Neuzeit. Doch die vermeintliche Ungleichzeitigkeit ist gleichzeitig. Die Ortsbilder von Blitzingen sind Ortsbilder von heute. Sie widerspiegeln die unterschiedlichen Bedürfnisse, Interessen und Wertvorstellungen jener, die sie benutzen, bewerten und gestalten. Und sie bilden räumliche, zeitliche und soziale Bezüge ab, die sich einer rein formalästhetischen Betrachtungsweise entziehen.

### Résumé

Les modifications successives qu'a connues le village de Blitzingen en Valais correspondent aux phases importantes de l'histoire moderne de l'architecture alpine. Cependant, cette historicité présumée ne doit pas cacher le fait que ces formes architecturales (*Ortsbilder*), dans leur diversité, renvoient toutes à une réalité bien actuelle: elles reflètent les différents besoins, intérêts et systèmes de valeurs de ceux qui les façonnent et les utilisent; elles s'inscrivent donc dans un champ de relations sociales conflictuelles dont ne saurait rendre compte une approche centrée uniquement sur leur dimension esthétique.

## Bibliographie

ASSION Peter

1986. «Historismus, Traditionalismus, Folklorismus», in: JEGGLE Utz u.a. (Hrsg.), *Volkskultur in der Moderne*, S. 351-362. Reinbeck: Rowohlt.

BARTHES Roland

1976. «Semiotik und Urbanismus», in: CARLINI Alessandro u.a. (Hrsg.), *Die Stadt als Text*, S. 33-42. Tübingen: Wasmuth.

BAUD-BOVY Daniel

1926. *Schweizer Bauern-Kunst*. Zürich: Orell Füssli.

BERICHT DES AMTLICHEN HILFSKOMITEES

1937. *Blitzingen: Der Brand und die Wiederaufrichtung des Dorfes*. Brig: Tscherrig, Tröndle & Co.

BERNHARD Hans

1928. *Ergebnisse einer Entvölkerungs enquête in ausgewählten Gemeinden der Schweizer Alpen*. Bern: Schweiz. Vereinigung für Innenkolonisation.

BURCKHARDT Lucius

1985. *Die Kinder fressen ihre Revolution*. Köln: Du Mont.

CARLINI Alessandro und B. SCHNEIDER

1971. *Architektur als Zeichensystem*. Tübingen: Wasmuth.

CRETTAZ Bernard

1982. *Un village suisse: Grimentz*. Sierre: Monographic.

CRETTAZ Bernard und Juliette MICHAELIS-GERMANIER

1983. «Une Suisse miniature ou les grandeurs de la petitesse». *Bulletin du Musée d'ethnographie de Genève* 25/26, S. 63-185.

FAURE Eliane

1983. «La reconstruction d'un village sinistré: Villard-Saint-Pancrace (Hautes-Alpes)». *Le monde alpin et rhodanien* 1983/4, S. 77-95.

FIELHAUER Helmut Paul

1987. *Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung*. Wien: Institut für Volkskunde der Universität.

GANS Herbert J.

1967. *The Levittowners: ways of life and politics in a new suburban community*. London: Lane.

GREVERUS Ina-Maria

1976. «Denkmalräume oder Lebensräume?». *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung* 2/3, S. 293-304.

1980. «Lokale Identität durch Dorferneuerung», in: KOESTLIN Konrad und Hermann BAUSINGER (Hrsg.), *Heimat und Identität : Probleme regionaler Kultur*, S. 157-168. Neumünster: Karl Wachholtz Verlag.

- HALBWACHS Maurice  
1950. *La mémoire collective*. Paris: P.U.F.
- HOBSBAWM Eric  
1983. «Inventing traditions», in: HOBSBAWM Eric and Terence RANGER (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, S. 1-14. Cambridge: University Press.
- IMBODEN Adrian  
1964. *Land- und alpwirtschaftlicher Produktionskataster der Gemeinde Blitzingen*.  
Typoskript. Bern: Eidg. Volkswirtschaftsdepartement.
- IMESCH Dionys  
1937. «Geschichtliche Notizen über Blitzingen», in: Bericht des amtlichen Hilfskomitees, *Blitzingen : der Brand und die Wiederaufrichtung des Dorfes*, S. 7-15. Brig: Tscherrig, Tröndle & Co.
- KAMLAH G.  
1885. «Aus den Gomserbergen». *SAC-Jahrbuch* 20, 1884-85.
- KILANI Mondher  
1984. «Les images de la montagne au passé et au présent: l'exemple des Alpes valaisannes». *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 1/2, S. 27-55.
- KOESTLIN Konrad  
1973. «Relikte: die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen». *Kieler Blätter zur Volkskunde* V, S. 135-157.
- KRAMER Fritz  
1977. *Verkehrte Welten: zur imaginären Ethnographie des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt a.M.: Syndikat.
- KREUZER Ferdinand  
1944. «Brauchtum und Volkstum im Goms». *Walliser Jahrbuch*, S. 59-63.
- KRIPPENDORF Jost  
1986. *Alpsegen Alptraum: für eine Tourismus-Entwicklung im Einklang mit Mensch und Natur*. Bern: Geographisches Institut der Universität.
- LAUR Ernst  
1939. *Der Schweizer Bauer, seine Heimat und sein Werk*. Brugg: Schweiz. Bauernverband.
- LYNCH Kevin  
1960. *The Image of the City*. Cambridge (Massachusetts): M.I.T. Press.
- MOECKLI Werner  
1973. *Schweizergeist Landgeist? Das schweizerische Selbstverständnis beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs*. Diss. Zürich: Schulthess Polygraphischer Verlag.
- ORTSPLANUNG DER GEMEINDE BLITZINGEN  
1985. *Schlussbericht*. Visp: Büro Werner Bloetzer.

**RAMUZ Charles-Ferdinand und Edmond BILLE**  
1908. *Le village dans la montagne*. Lausanne: Payot.

**RANGER Terence**

1983. «The Invention of Tradition in Colonial Africa», in: HOBSBAWM Eric und Terence RANGER (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, S. 211-262. Cambridge: University Press.

1985. *The Invention of Tribalism in Zimbabwe*. Gweru: Mambo Press.

**REGIONALPLANUNG GOMS**

1965. *Schlussbericht der Kommission für Land-, Alp- und Forstwirtschaft an den Bezirksrat des Goms*. Typoskript. Fiesch.

**RUPPEN Walter**

1976. *Die Kunstdenkmäler des Kantons Wallis*. Basel: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (Birkhäuser). [Reihe «Die Kunstdenkmäler der Schweiz», Bd. I, Das Obergoms].

1978. *Die Siedlungen des Mittelgoms. Niederwald und Blitzingen*. Basel: Schweizerische Kunstmöhrer (Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte).

**RUPPEN Walter**

1979. *Die Kunstdenkmäler des Kantons Wallis*. Basel: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (Birkhäuser). [Reihe «Die Kunstdenkmäler der Schweiz», Bd. II, Das Obergoms].

**SCHMID Karl**

1935. «Das neue Blitzingen». *Walliser Jahrbuch*, S. 56-60.

**Das SCHWEIZERISCHE TOURISMUSKONZEPT**

1979. *Grundlagen für die Tourismuspolitik. Schlussbericht*. Bern: Eidg. Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartement.

**SCHWICK Josef**

1974. «Kapelle Unserer Lieben Frau vom guten Rate auf dem Kastelbiel». *Walliser Jahrbuch*, S. 51.

**STEBLER Friedrich Gottlieb**

1903. *Das Goms und die Gomser*. Zürich: SAC-Jahrbuch (Beilage).

**TREINEN Heiner**

1965. «Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Studie zum Heimatproblem». *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 1, S. 73-97 und 2, S. 254-297.

